

Erstveröffentlichung

Rezension zu: Fraisl, Bettina: Körper und Text. (De)Konstruktionen von Weiblichkeit und Leiblichkeit bei Mela Hartwig. Wien: Passagen 2002 (Stud. zur Moderne 17). ISBN 3-85165-528-1

Aus der österreichischen Literaturszene ihrer Zeit war die Autorin Mela Hartwig (1893 bzw. 1895-1967) weitgehend verdrängt (p. 145). Sie hat neben einigen literarischen Texten und Textfragmenten in Zeitungen einzelne Novellen- und Kurzgeschichtensammlungen, Gedichte (*Spiegelungen*, 1953) und einen Roman (*Das Weib ist ein Nichts*, 1929) veröffentlicht. Darüber hinaus sind neben postum erschienenen Roman(fragment)en eine größere Zahl unpublizierter Texte der Autorin erhalten. An die frühen Erfolge ihres im Zsolnay Verlages erschienenen Novellenbandes *Exstasen* konnte sie später nicht anschließen. Ihre, dem Expressionismus zuzuordnenden Arbeiten geben Frauen und deren Erfahrungen von Ausgesetztheit und Verlorenheit breiten Raum. Zum einen ist es diese Fokussierung weiblicher Lebenswelten, zum anderen eine Dominanz körperlicher und leiblicher Phänomene, die Hartwigs Werk für eine neuerliche Erschließung im Zusammenhang mit gegenwärtigen feministischen Diskussionen prädestinieren.

Die Literaturwissenschaftlerin Bettina Fraisl gliedert ihre Studie zu Hartwig in zwei Teile. Unter dem Titel *Sub- und Kontexte* stellt sie eine Reihe von Positionen aus Philosophie, Psychoanalyse und Sozialgeschichte zusammen, die ihr als Folie für den zweiten Teil der Untersuchung dienen. Dort findet sich eine, dem Erzählduktus Hartwigs folgende Lektüre von deren Schriften, wobei insbesondere den früheren Arbeiten besonderes Augenmerk zukommt. Fraisl hat sich eine große Aufgabe gestellt, indem sie sowohl Hartwigs Text als auch dessen weitgestreute Implikationen für feministische Theorien untersuchen möchte. Sie gewährt einen beeindruckenden Einblick in ein vergessenes Werk, in dem sich manche Denkfiguren entdecken lassen, die ein halbes Jahrhundert später in der feministischen Theorie wichtig wurden.

Die Bedeutung der Arbeit liegt damit in erster Linie im Verweis. Es finden sich eine Fülle von attraktiven Verweisen auf eine nur wenig bekannte Autorin des 20. Jahrhunderts und eine zweite Sorte von Verweisen auf Einzelergebnisse gegenwärtiger feministischer Forschung. Erfreulicherweise gelingt es Fraisl im zweiten Abschnitt, die verschiedenen Links sinnvoll aufeinander zu beziehen. Auf den ersten hundert Seiten aber möchte frau/man an einzelnen Stellen der Darstellungsweise selbst einen Verweis erteilen. Denn viele Bruchstücke, die Fraisl aneinanderreicht, passen nicht so recht zusammen, so dass ihr Plädoyer für ein Denken des »Weder-noch« (p. 15) weniger als freie Entscheidung denn als einzig mögliche Notlösung angesichts argumentativ nicht anders zu überspringender Gräben anmutet. So ist bspw. Fraisls Orientierung an Judith Butlers Votum für eine konstruktivistische Lesart der Genese des Geschlechts in ihrer radikalsten Variante, in welcher auch »das biologische Geschlecht [als] diskursiv produziert« (p. 19) angesehen wird, vertretbar im Hinblick auf Butlers eigene Forderung, die Unterscheidung von *sex* und *gender* aufzugeben (ibid.). Der Rekurs auf Formen prä- und nicht-diskursiver Leiblichkeit, welche bei Fraisl wenige Seiten später am Beispiel Maurice Merleau-Pontys (p. 31 f.) ins Spiel gebracht werden, steht dieser Lesart des Geschlechts aber diametral entgegen. Wo die leibliche Vorgeschichte und die leibliche Verankerung von Bedeutungen ins Blickfeld geraten, können nicht gleichzeitig die strukturalistischen Kategorien »Arbitrarität« und »Zufälligkeit« die einzigen Bestimmungen der Sprache sein. Anstatt solche Gegensätze und ihre jeweiligen Konsequenzen aufzuspüren, begnügt sich Fraisl mit einem Hinweis auf Merleau-Pontys »patriarchale Perspektive« (p. 47, [kursiv i.O.]).

Die Fülle angesprochener Theorien wird auch im Abschnitt über psychoanalytische Positionen zum Problem. Auf knappen 35 Seiten findet sich ein überbordendes Buffet von Konzepten, die von Sigmund Freud, Melanie Klein, Jessica Benjamin, Christa Rohde-Dachser, Jacques Lacan bis hin zu Luce Irigaray, Donald D. Winnicott und Julia Kristeva reichen. Mit verblüffender Selbstverständlichkeit werden Gegensätze hinuntergeschluckt, ohne genannt zu werden. Für einen Durchschnittsmagen auf einmal nicht zu bewältigende Menüfolgen wie jene zwischen Benjamins Beschreibung der Anerkennungsproblematik in der präödpalen Phase und dem sattsam bekannten Spiegelstadium Lacans finden sich in einem einzigen Absatz (p. 62). Es kommt in der Materialfülle leider auch zu Irrtümern. So zitiert Fraisl aus Sekundärliteratur, dass sich Lacan in seinem Rekurs auf die Maskerade auf Joan Rivière bezieht, ohne deren Namen zu erwähnen (p. 233). Für LeserInnen Lacans ist klar, dass diese Behauptung falsch ist. Lacan nennt Rivière sowohl in seinem fünften wie in seinem dreizehnten Seminar namentlich. So überflüssig diese Kritik hier klingen mag, weil sie sich auf keinen wesentlichen Teil der Argumentation Fraisls richtet, so überflüssig ist auch die Erwähnung der Lacan'schen Nichterwähnung von Rivière in Fraisls Text.

Da ist es kein Trost, dass die Unverdaulichkeit einiger der angesprochenen Konzepte der Wissenschaftlerin selbst zum Problem wird, etwa im soziohistorischen Teil, wo sie im Rahmen ihrer Darstellung der sozialen Bedeutung der Prostitution in Wien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beklagt, dass ein »grundsätzliche[s] Infragestellen der männlichen Triebstruktur« unterblieben sei (p. 104). Hier besteht das prinzipielle Problem, wie das spezifisch Männliche an Triebstrukturen zu beschreiben wäre. Triebe haben kein Geschlecht. Außerdem ist die Vorstellung einer möglichen Korrigierbarkeit von Trieben im Rahmen der Psychoanalyse, die den Begriff des ›Triebes‹ im 20. Jahrhundert weitgehend geprägt hat, schlicht nicht vertretbar.

Frauen sind Opfer, Männer die Täter. Eine Veränderung dieses, besonders für Frauen bedauerlichen Zustands ist nur möglich, wenn vorherrschende Dichotomien überwunden werden. Auf diese Kurzformel lässt sich der Tenor von Bettina Fraisl's Würdigung des Werkes der österreichischen Literatin Mela Hartwig bringen. Ein weiteres unbewältigtes Problem dieser langen Arbeit ist damit aber auch benannt: Um Dichotomien welcher Art geht es? Um historische? Um gesellschaftliche? Um sprachliche? Um philosophische? Um alle gleichzeitig oder nacheinander oder abwechselnd, mal um die einen, mal um die anderen? Ist ein so dichotomisierender Raster wie der von der weiblichen Opfer- und der männlichen Täterrolle, dem sich der gesamte Text unterzuordnen scheint, überhaupt geeignet, zu seiner eigenen Überschreitung beizutragen? Ist nicht auch die Gegenüberstellung von einer positiv konnotierten, weiblich bestimmten Leiblichkeit und einer negativ, weil immer schon in Schuld verstrickten männlichen Vernunft im Rahmen der Forderung, binäre Denkmuster zu überwinden, eine *contradictio in adjectu*?

Doch, wie gesagt, der zweite Teil unter dem Titel *Lesarten* ist weniger überfordernd. LeserInnen finden sich in einer anregenden Beschreibung der Erzählungen Hartwigs wieder. Sie leiden mit der »mond- und schwindsüchtigen Sabine Seltsam« (p. 173) an der Widersprüchlichkeit und Grausamkeit eines Rechtssystems, das seinen Namen nicht zu verdienen scheint. Sie verfallen gemeinsam mit der Arztochter Agnes deren Vater (p. 158ff.), der sich in einer phallischen Sprech- und Lebensordnung so viel besser einzurichten scheint als seine Tochter, bis Agnes ihn nach einem grausamen Spiel mit dem Revolver erschießt. Und sie staunen über das Schicksal einer Hässlichen, einer Krankenschwester, die nicht in der Lage ist, den von ihr angebeteten Dr. B. zu verführen und deren Geständniszwang nach Fraisl »die Lesenden quält« (p. 191). Die Geschichte über die weibliche Kasper-Hauser-Gestalt Rune öffnet einen Blick auf die Radikalität und Unerbittlichkeit von Hartwigs eigenem Ansatz (p. 193ff.). Hier fügt sich Fraisl's Diskussion einer allegorisierenden Lesart der Novelle als Darstellung der zweiten Topik Freuds an passender Stelle ein. Viel diskutierte Konzepte der feministischen Theorie wie jenes der Frau als Maskerade entwickeln eine unerwartete Plastizität, wenn sie von einer Novellenfigur wie Anita verkörpert werden (p. 234f.). Im Rahmen der Darstellung von Hartwigs Werk wirken Hinweise wie jener auf das von Weininger unterstellte »tiefste Begehren der Frau« nach dem sie formenden Mann (p. 263) wie interessante Zwischenrufe. Kurz: Je länger die Lektüre, desto mehr entsteht der Eindruck, dass hier eine äußerst sorgfältige, an Facetten und Querverweisen reiche Darstellung von zu Unrecht vergessenen Texten geboten wird.

So bleiben die Lesenden am Ende mit einem zwiespältigen Gefühl zurück. Titel und Anlage der Arbeit haben dazu verführt, einen Beitrag zur feministischen Diskussion um die Bedeutung der Leiblichkeit für ein Konzept von Weiblichkeit zu erwarten. Diese Erwartung wird enttäuscht. Auch die Suggestion des Titels, dass hier feministisch motivierte Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Text folgen werden, verhält mehr oder weniger ohne Folgen in der Lektüre. Wer trotz allem nicht aufgegeben hat und die folgenden zweihundert Seiten den interessanten Spuren der »Lesarten« Fraisl's nachgegangen ist, kommt zu dem Schluss: Weniger wäre mehr gewesen. Schade, dass Fraisl es nicht einfach bei einer verweisreichen Darstellung von Hartwigs Werk belassen hat.